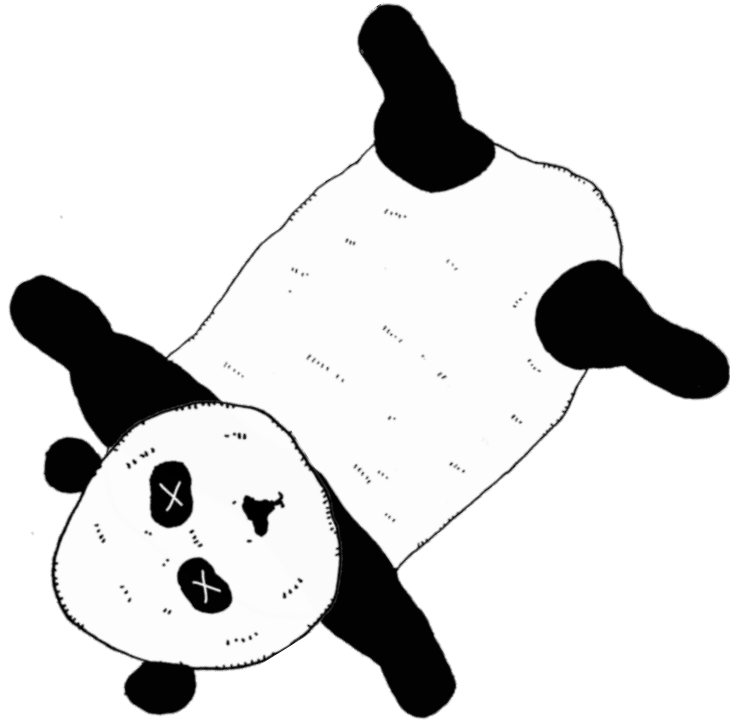


# VOM TODE LONG HUIS



Als wir uns gerade Bad Schandau näherten, blieb er das dritte Mal stehen und starrte ins Abteil. Guck mal, ein Creep, sagte ich, und Pascal: Der ist nur druff. Später, auf dem Rückweg von der Toilette, lugte ich ins Nachbarabteil, alles gut, da saß der Creep in Begleitung, und die trug eine beruhigende rosa Jack-Wolfskin-Jacke. Ich setzte mich wieder, wir fuhren durch die nunmehr tschechische Nacht, fünf Minuten lang. Dann stand plötzlich die Frau mit der rosa Jacke in der Tür, ob sie sich zu uns setzen könne, nein, das sei nicht ihre Begleitung, das sei ein Creep, der sich, wortlos, sprachlos im fast leeren Zug direkt neben sie gesetzt habe, ob sie nicht bei uns und wir: Natürlich. Kommst du aus Wien? Sie sprach zwar breites Rheinländisch, aber irgendwas muss man ja fragen, und schon eine Viertelstunde später, bestimmt hatten wir die Elbe bereits das zweite Mal überquert, erzählte uns die Ornithologin, nach deren Namen wir ebenso zu fragen vergaßen wie sie nach den unsren, vom Schrei des Mauerseglers.

Apus apus ähnelt den Schwalben, ist mit ihnen aber nicht näher verwandt. Er kann zehn Monate am Stück fliegen. Im Sturzflug erreicht er zweihundert Stundenkilometer. Der Wien-Berlin-Night-Express schafft neunzig. Die Schreie der Mauersegler können selbst in großen Städten den Verkehrslärm übertönen. Die Frequenz ihrer Rufe liegt zwischen 4000 und 7000 Hertz, in einem hohen, aber für das menschliche

Gehör gut wahrnehmbaren Bereich. Als Einheit der Frequenz gibt das Hertz die Anzahl sich wiederholender Vorgänge pro Sekunde in einem periodischen Signal an.

Jemand Fremden in einem Fernzug kennenlernen – Juli 2012, Mai 2017, es könnte sich lohnen, den März 2022 vorzumerken. Vor fünf Jahren also reiste ich allein durch Ungarn, mit dem EuroCity Hungaria, rote Plüschsitze wie im Hogwartsexpress. Mein naiv begonnenes Gespräch mit einem alten, weißen Ungarn zum Thema Minderheitenschutz endete damit, dass mir der böse Opa kurz nach Bratislava vorwarf, ich stecke mit denen sicherlich unter einer Decke, wenn ich nicht gar – er warf einen vielsagenden Blick auf meine verbrannten Arme, die nicht brauner als die seinen waren, aber um ihn war es hier ja ohnehin nie gegangen – wenn ich nicht also gar selbst so eine sei.

Im Juni 2017 verhielt ich mich klüger, ich hatte die Ornithologin ganz unverfänglich gefragt, was ihr Lieblingsvogel sei, und jetzt: Was unterscheidet die Schwalbe vom Mauersegler? Die Schwalbe schreit nicht. Als nächstes sprachen wir über Ziegen, die Ornithologin liebt den FC, und gemeinsam erklärten Pascal und sie mir, dass Hennes, der Kölner Ziegenbock, vor Heimspielen einmal ums Feld geführt werde. Zurzeit regiere Hennes VIII., nachdem sein Vorgänger wegen einer fortgeschrittenen Arthrose eingeschlafert werden musste. Hennes

VIII. wohnt auch nicht mehr auf einem bergischen Bauernhof, sondern im Kölner Zoo, in einem Gehege, das einem bergischen Bauernhof nachempfunden ist. Ist das bereits die Virtual Reality, von der in letzter Zeit so viel die Rede war?

Von Hennes kamen wir, da war bereits der erste Prager Vorort angesagt, auf Zootiere im Allgemeinen. Ich favorisierte den Koala, dessen Trägheit eine ausgesprochen niedliche, nicht aber selbstverschuldete ist, schließlich verbraucht er all seine Energie beim Verdauen des nährstoffarmen Eukalyptus. Mit viel Mühe, sagte die Ornithologin, ließe sich die Verdauung des Koalas dahingehend umprogrammieren, dass er auch andere Pflanzen fräße, der Panda aber, der sei ja das eigentlich niedliche träge Tier, weil da eben noch so eine gewisse süße, selbstzerstörerische Dummheit dazukäme: Er könne – eigentlich, theoretisch – die meisten Pflanzen fressen, bestehe aber aus kulinarischen Gründen auf Bambus, außerdem sei er so derartig faul, dass es – zugegebenermaßen vor allem in Gefangenschaft – ausgeklügelter Erpressungsversuche bedürfe, um ihn zur Fortpflanzung zu bewegen, weswegen er vom Aussterben bedroht sei. Vielleicht sei er das einzige Tier auf der Welt, das die Verantwortung für diesen Umstand zu großen Teilen selbst trage.

Wir nippten nachdenklich an unseren schalen Bieren. Es war nicht nötig auszusprechen, was alle dachten, nämlich: dass das ja gar nicht dumm ist, sondern eigentlich ganz schlau, dass der Panda die Zeichen der Zeit erkannt hat, dass er keiner blinden Zukunftsgläubigkeit erliegt, dass er Weitsicht hat und in dieser Hinsicht dem Menschen weit überlegen ist, dass der Panda nicht Mahnmal einer untergehenden Art, sondern Vorbild für ihm folgende Arten – namentlich: den Menschen – sein könnte, wenn man ihn nur ließe, und ihn und sie nicht in mit Pheromonen vollgesprühte Kammern sperrte, auf dass sie sich vermehrten. All das zu sagen war natürlich unnötig, aber weil man ja irgendwas sagen muss, fragte die Ornithologin mit verschwörerischem Unterton, ob wir eigentlich wüssten, dass jeder einzelne Panda auf der Welt der Volksrepublik China gehöre. Nein, das wussten wir nicht.

Dieser Umstand provozierte skurrile Situationen, so seien die kürzlich – ungewöhnlicherweise – in Schönbrunn geborenen Pandazwillinge nach ein paar Monaten als größte Attraktion des Zoos wieder nach China verschifft worden. Was heißt hier wieder, dachte ich verzweifelt, und dass Hennes und die lieben Babyandas zwei Seiten derselben Medaille bevölkerten, dass Heimat etwas Virtuelles ist, das mit einem realen Sinn zu füllen allen drei Tieren von höherer Stelle verwehrt blieb. Die Ornithologin hatte sich mittlerweile in Rage geredet: Kurz nach der Geburt von Fu Feng und Fu Ban starb deren Vater Long Hui an Krebs, was an sich schon schlimm genug war, aber auch noch dazu führte, dass eine Delegation chinesischer Pandatechnokraten in Schönbrunn eintraf, um der Obduktion der Leihgabe beizuwohnen. Alles andere als die Bestätigung der angeblichen Inoperabilität des tödlichen Tumors hätte nämlich zur Zahlung empfindlicher Vertragsstrafen durch die österreichische Seite geführt. Als Pascal diese Geschichte Wochen später einem Freund und Juristen erzählte, ballte dieser – gerade noch friedlich im Sonnenbad versunken – empört die Fäuste, dass das ja wohl der Wahnsinn sei, ob wir wüssten, wie viele Menschen China jedes Jahr hinrichte, wegen nichts, gar nichts!, schrie er und drohte mit weiß angelaufenen Knöcheln dem müde dahinfließenden Rhein.

Während unserer Fahrt kamen wir nicht auf diese Fragen. Stattdessen begannen wir, Prag im Rücken, darüber zu philosophieren, auf welche Art ein Panda gestohlen werden könnte, den Fängen Chinas, seines rechtmäßigen Besitzers – was für ein Recht das auch immer sein mag – geradewegs entrisen, und was für eine Person an so einem Diebstahl Interesse haben könnte, der ja nur ein Diebstahl um des Habens willen wäre. Und so kamen wir auf die ruchlosen Menschen, die Brocken aus Palmyra kaufen, und so Daesh mitfinanzieren, wie früher schon so manche Sammler den Nazis das eine

oder andere »entartete« Werk abkauften, was uns wiederum über einige Umwege – der Zug näherte sich Brno, ein schmaler Streifen Rosa, heller als die Jacke der Ornithologin, breitete sich bereits wie eine zarte Ahnung am Horizont aus – was uns also über einige Umwege zu den Meisterdieben brachte, die die kanadische Goldmünze Big Maple Leaf aus dem Berliner Bodemuseum entwendet hatten.

Wir waren uns einig: Unsere Solidarität galt den Tätern, immerhin hatten sie, ohne Personen- oder Sachschaden (von der Münze selbst einmal abgesehen) zu verursachen, auf die eklatanten Sicherheitsmängel des Museums hingewiesen, um ein Objekt zu stehlen, dessen gesamte Existenz „Klau mich! Klau mich!“ – und kaum etwas anderes – schrie. Wunderbarer Akt der Selbstbereicherung, eine Münze mitgehen zu lassen, von der es immer wieder heißt, ihre Werte, ihre herausragende Qualität sei gerade ihr monetärer Wert, der zwar nominell bei einer Million kanadischer Dollar liegt (also heute, am 6. November 2017, bei 675641,79 Euro), wegen der besonders hohen Reinheit des Materials aber eigentlich bei 3,7 Millionen Euro, auch er, der Wert, also etwas durch und durch Virtuelles.

Wir wünschten den Dieben viel Glück, auch wenn ihr eigentliches Unterfangen – die Zerkleinerung und der Verkauf der Münze – erst jetzt begonnen hatte. Wir überlegten, wie sie es wohl anstellen würden, und prosteten uns, langsam müde geworden, zu. Was wir nicht ahnten oder ahnen wollten: Schon einen Monat später wurden die unmittelbaren Täter, zwei junge Männer, gefasst, und doch waren unsere guten Wünsche nicht vergebens. Die Münze ist bis heute nicht gefunden worden. Während die Sonne aufging und wir uns der tschechisch-österreichischen Grenze näherten, die früher einmal eine Grenze zwischen den Systemen, noch etwas früher überhaupt keine Grenze im engeren Sinne gewesen war, erzählte uns die Ornithologin – die im Übrigen an der Wiener Bodenkultur studiert hatte – von der Biolandwirtschaft. Die schone vielleicht die Böden, sagte sie, als mir schon die Augen zufielen, aber des sprießenden Unkrauts wegen müsse häufiger gepflügt werden, so dass am Ende wesentlich mehr bedrohte Tiere, die in den Feldern tollten, zugrunde gingen.



**Enis Maci**, geboren 1993 in Gelsenkirchen, hat Literarisches Schreiben am Deutschen Literaturinstitut Leipzig und Kulturosoziologie an der London School of Economics studiert. Ihr Stückentwurf »Mitwisser« wurde mit dem Hans-Gratzer-Stipendium 2017 ausgezeichnet und 2018 am Schauspielhaus Wien uraufgeführt. Im Oktober 2018 erscheinen unter dem Titel »Eiscafé Europa« Essays von Enis Maci bei Suhrkamp. In der Spielzeit 18/19 ist Maci Hausautorin am Nationaltheater Mannheim. Gemeinsam mit Franz-Xaver Mayr arbeitet sie im Rahmen des »Arbeitsateliers« an ihrem neuen Stück »AUTOS«.

*Autorin der Produktion*  
»AUTOS« (S.14)